

Volk ist die Hauptfrage, ob sich etwas praktisch bewährt oder nicht. So schlecht ist sie gerade nicht und gute österreichische Gesetze nachzuahmen, ist kein Fehler. Viele österreichische Gesetze haben auch in Deutschland guten Ruf. Dr. Bedt hebt nur die negative Seite hervor. Es sind über die österreichische Gewerbeordnung nicht nur schlechte, sondern auch gute Urteile gefallen. Man wird abwarten müssen und sehen, was die praktischen Erfahrungen zeigen. Früher sei jeder Schneider oder Schuster vor der Zeit als Meister aufgetreten und habe dann wirklichen Meistern Konkurrenz gemacht. Er sei auch für Revision, aber ein so grundlegendes Werk könne man nicht sogleich absolvieren. Er wolle aber dem Dr. Bedt nicht das Recht absprechen, auf Details einzugehen. Man möge die Sache nicht zu tragisch nehmen, wir seien ein kleines Land und haben doch die Mähte eines Großstaates. Auch seien wir nicht in allen Stücken Tausendkünstler. In Bezug auf den Antrag Dr. Bedts, das Land solle Beiträge leisten zur Krankenversicherung der Gewerbetreibenden, möchte er bemerken, daß man nicht zu große Ansprüche an das Land machen

könne, sonst reiche das Budget nicht, es sei dies eine Sache, die später besprochen werden könne. — Schluß der 1. Lesung des Budgets. —

Abg. Wohlwend stellte hierauf an die Regierung eine Anfrage betreffend die Zensur von Briefen und andern Postfachen durch die österreichischen Behörden in Feldkirch. Die Bevölkerung beschwerte sich über die Zensur, da Stechtenstein ein neutraler Staat sei. Er frage deshalb im Landtage an, weil die Leute dann beruhigt werden, wenn sie von amtlicher Seite erfahren, wie es mit dieser Sache steht.

Regierungschef: Es sei hier nicht gut etwas machen, da wir österreichische Post haben. Wollten wir, daß unsere Briefe aus der Schweiz nicht zensuriert werden, dann müßten in Buchs die Postfachen für Stechtenstein ausgelesen werden, was sehr umständlich wäre, dann hätte aber Oesterreich das Recht, alle unsere Briefe, die nach Oesterreich gehen, zu zensurieren. Eine Zensur hätten wir also doch und da wir mehr mit Oesterreich verkehren, so sei es wohl besser wie es jetzt ist.

Hierauf schloß der Präsident die Sitzung.

Kriegserlebnisse.

(Entnommen aus dem Tagebuch von L. W., Schaau.)

Schon einen Monat hatten wir in Ruhe und Frieden auf dem Land am Meer zugebracht, jeden Tag nehmend, wie Gott ihn sandte, mit Freud und Leid. Und wer hätte nicht glücklich sein sollen bei täglicher Pflichterfüllung? Die Tage gingen ja so schnell dahin und sollte allem bald ein Ende gemacht werden. Der Kriegslärm drang auch bis in unsere Landeseinsamkeit hinein, Furcht und Entsetzen verbreitend. Krieg! Welch' grausame Qualen birgt das Wort für ein liebendes Mutterherz, das seinen Sohn dahinziehen sieht, vielleicht auf Nimmerwiedersehen; für eine Braut, deren Lebensglück zerstört; für eine Schwester, die sich jetzt so unerbittlich getrennt sieht!

Wir gingen gestern abend spät zu Bett, den Herrn erwartend, der ungewöhnlicher Weise so lange ausblieb. So kam es also, daß wir morgens 1/7 Uhr noch im Bett lagen und wir durch heftiges Röcheln an der Türe geweckt wurden. Schnell schlüpfen wir aus den Federn und die Türe unseres gutverriegelten Pavillons öffnend, fanden wir die Köchin mit verweinten Augen draußen auf der Terrasse. „Schlechte Nachrichten?“ fragten Eisher und ich wie aus einem Munde. „Ja, der Krieg ist erklärt!“ Hastig zogen wir uns an, neugierig über den Ausgang der Dinge. Also es war schon beschlossen, heute noch abzureisen. Alles wurde zusammengetragen, eingepackt, in aller Eile gegessen und aufgeräumt. Der Wagen war für 1 Uhr bestellt. Alle mit einem Bündel bewaffnet, von den verschiedensten Farben, Zigeunern ähnlich, ich ausgestopft mit ein paar Kleibern, ebenso Eisher, stiegen wir in den Wagen. Am Bahnhof angelangt, schlichen wir auf den Perron und erwarteten den Reservisten-Zug, der uns nach Marseille bringen sollte. Ich zitterte an allen Gliedern, als ich den Wagen bestieg. Die Fahrt verlief aber ganz gut. Glücklich kamen wir in Marseille an. Mit Autobus fuhren wir in unsere Wohnung. Dort richtete man sich wieder so gut wie möglich ein. Abends kamen noch einige Briefe und endlich spät gingen wir zur Ruhe.

Schweren Herzens erhob man sich vom Lager. Sag doch schon so ein Etwas in der Luft, das einem den sonnenhellen Sommermorgen trüb erscheinen ließ. Den ganzen Tag wurde über meine Abreise hin- und hergesprochen. Sollte man mich verstecken? Abends wurde der zweifelhaften Frage Abhilfe geschaffen; in der Zeitung war zu lesen, daß sich alle Deutschen und Oesterreicher beim Polizeikommissär stellen müssen, andernfalls sie nach Ablauf von drei Tagen als Spione verhaftet würden. — Wer kann sich das Gewimmel vor den Polizeiamtern vorstellen? Auch ich stand unter der glühendsten Sonnenhitze von morgens 8 Uhr bis mittags 3 Uhr. — Endlich, nachdem ich mich todmüde gelaufen und von einem Ende der Stadt in das andere geschickt worden war, kam ich abends 7 1/2 Uhr nach Hause.

Am 5. August früh morgens vor 7 Uhr begab ich mich aufs Polizeiamt, um zu sehen, ob die „Ordre“ zur Abreise schon gegeben sei. Ich kehrte aber unverrichteter Sache wieder zurück. Da ich noch einige Einkäufe zu besorgen hatte, räumte ich nur ganz flüchtig meine Zimmer auf und begab mich dann ungefähr um 9 Uhr vormittags in Begleitung Eisher in die Stadt. Welch' veränderten Anblick bot doch die große Handelsstadt am Mittelmeer! Man bemerkt nichts mehr von dem geschäftlichen Treiben des Alltags — nein — in den Straßen begegnet man einer lärmenden Menschenmenge, die einem Zuge

zukünftiger Soldaten zuzuschauen. Aus tausend und tausend Kehlen ertönte die Marschallse und die immer lauter werdenden Beifallsrufe des Volkes. Wir suchten möglichst unauffällig durch die Straße zu kommen. Unser Ziel war ein Storbwarengeschäft; dort wollte ich mir einen kleinen Reisekorb besorgen. Wir waren schnell einig, ich bezahlte die Summe und nun trennten sich unsere Wege. Wir nahmen stummen aber herzlichen Abschied, war mir Eisher doch eine liebe Freundin geworden, während unseres gemeinsamen Aufenthaltes in Marseille. Den Weg, den wir gekommen, lief ich zurück, lange noch der lieben Gestalt nachschauend, bis sie endlich in der Menge verschwunden war. Atemlos kam ich in der rue Wulfran Pugot an. Sofort packte ich meine Stiebsachen ein und nun kam der Abschied. Schweren Herzens ging ich fort von den vier Kindern, für die ich doch 1 1/2 Jahre gesorgt hatte. Auch Madame verabschiedete sich recht herzlich, mit den besten Versicherungen auf baldiges Wiedersehen. Die Kinder begleiteten mich noch ein kleines Stück Wegs und dann ging's fort, so schnell mich meine Füße trugen. Aus Angst, das „Affiche“ zu versäumen, begab ich mich ins „Deutsche Mädchenheim“. Die Boulevards und Straßen, die ich überschritt, waren ruhig, bis ich in die rue Château Payan einlenkte. Vor dem Heim stand eine Menschenmenge, schreiend und lärmend, daß ich wirklich nicht mehr wußte, ob ich voranschreiten oder die Flucht ergreifen sollte; endlich entschied ich mich fürs Erstere. Auf einmal erblickte ich auf der Straße, auch aufs Heim zuletend, Fräulein Analk; wie sich ungefähr ein Ertrinkender an den Balken anklammert, den ihm eine Woge entgegenreibt, so stürzte ich auf das Fräulein zu, das dann mit einigen energischen Worten Passage verschaffte. Wir traten in den Hof unter dem Hohn und Spott des Volkes. Auf dem Balkon des Hauses wurde soeben die französische Fahne gehißt, die das Volk vormittags ungestüm verlangt hatte. „Vive la France! A bas l'Allemagne, à bas Berlin!“ (Es lebe Frankreich! Nieder mit Deutschland, nieder mit Berlin!) So tönte es in wildem Geheul durcheinander. Die Aufmerksamkeit des Volkes, die beim Eintreten auf die Fahne gerichtet war, fiel alsbald auf uns. Wir wurden umringt vom Pöbel und als wir vergebens versucht hatten, durch eine Hintertüre ins Haus zu gelangen, mit faustgroßen Steinen beworfen. Schelben, Lampen wurden zusammengeschlagen, kurz — alles was zerförbar war, fiel dem wutschnaubenden, haßerfüllten Pöbel zum Opfer. Als ich endlich wieder zwischen vier Mauern geborgen war, atmete ich erleichtert auf. Da fand ich noch 22 Weibensgefährtsinnen, denen ausgestandener Schreck in den Zügen zu lesen stand. Immer tobte das Volk draußen und suchte ins Haus einzudringen. Wir schwebten in Todesangst. Auf einmal gegen Mittag wurde Licht verlangt. Ein Gehelpolizist untersuchte das ganze Haus und zählte uns ab. Mittags schickte er uns einige Soldaten zur Bewachung und zum Schutz. Schwelgsam und in gedrückter Stimmung nahmen wir unser einfaches Mittagmahl ein. Was der Keller noch an gutem Wein beherbergte wurde aufgetischt, damit er nicht den Franzosen als Beute zufalle. Den Nachmittag verbrachten wir meist betend und Gott beschlachte uns sichtlich. Abends schickte man Verstärkung der Truppe, 50 Mann, denn die wenigen Soldaten waren nicht mehr imstande, die Foule (Menge) vom Hause abzuhalten. Bald nach dem Nachtmahl legten wir uns zur Ruhe. Wir empfahlen unsere Seele dem lieben Gott und jede legte sich angekleidet,

schweigend auf ihr Bett. An Schlaf war ja nicht zu denken. Das Schreien der Menge, vermischt mit dem Geklirre der Säbel und dem Gerassel der Gewehre machten einen unheimlichen Eindruck. Ganz deutlich konnten wir auch die Worte vernehmen: „Rentrez, tuez les!“ (Geht hinein, tötet sie!) Die Angst, die uns bewältigte, ist unbeschreiblich. Endlich gegen Morgen kam ein Platzregen und die Menge, meist aus Weibern und Kindern bestehend, verließ sich. Nach und nach trat etwas Ruhe ein, ich zog mich aus und schlummerte für eine kurze Zeit ein. (Schluß folgt.)

Wie die moderne Schlacht geleitet wird.

Generaleutnant z. D. Baron v. Ardenne gibt darüber näheren Aufschluß:

Die Führer der einzelnen großen Kampfgruppen — der Heere — und der oberste Führer erst recht, stehen wenat von den Kampffronten. Bei Gravelotte hatte diese eine Ausdehnung von nur 15 Kilometern. Bei den großen Parallel- und Positionsschlachten des jetzigen Krieges hat die Front eines einzelnen Heeres die Breite bis zu 80 Kilometern, die österreichische Gesamtarmee in Polen und Galizien socht drei Wochen lang auf einer Front von annähernd 400 Kilometern. Friedrich der Große legte großen Wert auf die persönliche Erkundigung, das eigene „Sehen“. Erst nachher warfen bei ihm die Entschlüsse der Schlachtleitung. Das ist jetzt anders. Der Feldherr muß auf die eigenen Eindrücke verzichten und sich auf die Meldungen der Augen und Ohren des Heeres verlassen, nämlich der Kavallerie-Offizierspatrouillen, der Kraftwagen, der Radfahrer, der Luftschiffe und Flugzeuge. Diese gehen in so bestimmender Anzahl ein, daß ihre Steuerung durch einen sehr kaltblütigen, sehr urteilsfähigen, genialen Generalstabs-offizier nötig ist. Der Extrakt der Meldungen mit oder ohne Kommentar wird dann dem Feldherrn gegeben. Alle verspäteten, durch die Ereignisse überholten Meldungen werden natürlich zunächst beseitigt, die unwahrscheinlichen nach ihrer Bedeutung erwogen. Eine ungeheure Verantwortlichkeit lastet auf dem Chef des Stabes, der das Ergebnis der Berichte und Meldungen zur Befehlshandlung dem Feldherrn überreicht. Dann handelt er sich um Einsetzen der Reserven da oder dort, um Verschiebungen, Heranziehen von Abteilungen und dgl., kurz um Entschlüsse, die die Schlacht und vielleicht den Feldzug entscheiden können. Die Fassung derselben setzt geistige und körperliche Ruhe voraus. Im einsamen Zimmer oder Zelt wird sie gesucht. Ein Tisch mit Karten — Markierfahnen darauf — bildet die hauptsächlichste Ausrüstung. Jedes laute Gespräch oder gar Diskussion ist streng verboten — in einem Nebengelaf ist untergebracht die stille Annahme der Meldungen, die Abfertigung der Ueberbringer.

So bleibt der Feldherr den sinnberwirrenden Eindrücken der Schlacht entzogen. Seinen Führerwillen aber zu äußern, dazu gibt ihm die moderne Technik reichliche Mittel an die Hand. Ein umfangreiches Ferngespräch wird angelegt. In der Verteidigung schon für die Truppen von den Schützengräben mit den Unterstützungstruppen, den Reserven und den vorgelegten Dienststellen, und zwar telephonisch und telegraphisch. Die nötigen Drähte, in der Erde vergraben, werden oft in doppelter Leitung gelegt. Besondere Beobach-